

Französische Trugbilder.

Von Fredrik Bööt.

Fredrik Bööt ist einer der Schweden, die an der Studienreise nach Frankreich teilgenommen haben. Er hat seine Beobachtungen in einer Artifeherie in „Svenska Dagbladet“ niedergelegt. Wir geben hier aus dem letzten Aufsatz einen Auszug. D. Red.

Von all den Franzosen, die ich ihren entschlossenen Willen, den Krieg bis zu Ende durchzuführen, koste es was es wolle, aussprechen hörte, machte mir keiner einen festeren und bedeutenderen Eindruck als Briand. Er hielt nicht wie Poincaré eine kleine Rede, er legte die Dinge nicht zu recht und versuchte nicht, eine lächelnde Ueberlegenheit gegenüber der Situation zu bewahren. Es war etwas Stiefes, Strenges, unerhört Geprehtes in seinem ruhigen prunklosen Auftreten. Es war, als kümmerte er sich nicht im geringsten darum, zu verbergen, wie fürchterlich schwer die Bürde war — er brauchte das auch nicht, denn man sah, daß er sie trug. In seinen einfachen, beinahe schroffen Worten war keine Spur von Deklamation und kaum ein Ausfall gegen den Feind, es war, als ob das Gefühlsleben zurückgedrängt sei; das, was übrig blieb, war nur ein nackter, harter Wille, der ohne unnötige Phrasen seine eigene Intensität einregistrierte. Sein Rücken war gebeugter als früher, die Bewegungen waren langsam, der Blick starr, fast stierend, wenn er prüfend von Angesicht zu Angesicht glitt. Ich habe selten einen so illusionsfreien Gesichtsausdruck gesehen; es war eine rücksichtslose Kälte in seinem Blick, ein nackter Zynismus, wenn man will.

Ueber die Siegesaussichten sagte Briand nichts. Wenn man mit Franzosen sprach, bekam man den Eindruck, daß der offizielle Optimismus nicht hohl war, sondern seinen Widerhall in einer hoffnungsvollen Stimmung beim Volke fand. Aber die bergfeste Sicherheit, die einem in Deutschland begegnete, fand ich in Frankreich nicht, was ja auch ganz natürlich ist; der gegenwärtige Augenblick war ja schwerer zu tragen, und es konnte geschehen, daß an den Fremden Fragen gestellt wurden, in denen sich die Unruhe und das Verlangen, ein unparteiliches Urteil über die Lage zu hören, verriet.

An dem französischen Optimismus kann man mehrere bestimmte Faktoren unterscheiden. Der eine ist die Schlacht an der Marne, die sich zu einem Siege ohnegleichen in der Kriegsgeschichte ausgewachsen zu haben scheint; daß sie nicht das entscheidende Kennzeichen des großen Sieges aufwies, nämlich hohe Ziffern von unverwundeten Gefangenen, übersehen man vollkommen. Ein anderer wichtiger Faktor ist die Ueberzeugung, daß der Krieg als eine Ueberraschung von den Deutschen vorbereitet war; nachdem der erste Ansturm mißglückt und man Zeit gewonnen hat, sich zu organisieren und hinreichende Munition zu beschaffen, sind, so folgern sie, Deutschlands Aussichten unwiederbringlich verloren. Diese Auffassung, daß außer Deutschland keine Macht in Europa mit einem Krieg gerechnet habe, ist in der Tat zu einem steinharten nationalen Dogma geworden. Die dreijährige Wehrpflicht mit ihrem einzigen Zweck, die augenblickliche Kriegsbereitschaft zu erhöhen, ist vollkommen vergessen; erinnert man an die leidenschaftliche Kampagne, die die Welt damals mit ihrem Lärm erfüllte, so begegnet man erstaunt in die Höhe gezogenen Augenbrauen und verständnislosem Lächeln. Daß die Zentralmächte eine Munitionskrise von der gleichen Art durchgemacht haben, davon weiß man absolut nichts, und wer versucht, diese Neuigkeit zu berichten, hat dabei außerordentlich wenig Glück. Als ich einem Landsmann von mir, der eine ziemlich hohe Stellung innerhalb der schwedischen Kolonie in Paris einnimmt, erzählte, daß ich während meines Aufenthaltes in Frankreich während des Jahres 1911 bis 1912 den sehr starken Eindruck erhielt, daß der Krieg im Herannahen sei, wurde ich mit der Versicherung abgepeist, daß mein Eindruck vollkommen irrtümlich war.

Zum französischen Optimismus gehört endlich ein Gedankengang, den ich, da ich leider keine passendere Bezeichnung finden kann, den machtphilosophischen nennen möchte. Es ist eine Art Schwelgen in den unerhörten materiellen Quellen, die der Entente zur Verfügung stehen und sich im Vergleich zu denen der Zentralmächte vollkommen erdrückend ausnehmen. Bücher, Broschüren, Zeitungen, Parlamentsdebatten, Eröffnungsreden sind voll von dieser Art Statistik, die auch in Privatgesprächen eine außerordentliche Rolle spielt. Man könnte sagen, daß Paris, seitdem der Wahnsinn verboten worden ist, sich an Zahlen berauscht. Man

stellt fest, daß nahezu eine Milliarde Menschen gegen 150 Millionen steht, man rechnet aus, einen wie großen Teil der Erdoberfläche die Entente kontrolliert und wie oft das von den Zentralmächten beherrschte Gebiet darin aufgeht. Man überblickt die Zufuhr an Lebensmitteln, rechnet die Pferde, Kühe und Automobile, stellt Betrachtungen darüber an, wie weit die Herstellung von Munition in Japan und Amerika vermehrt werden kann, und man erschrickt sich an banalpolitischen Zahlen von der berückendsten Vorteilhaftigkeit. Kurz gesagt: die Methoden sind zahllos wie der Sand am Meer, unreich und abwechselnd; sie führen immer zu demselben sicheren Schluß und können mit Vorteil auch neutralen Besuchern demonstriert werden, und zwar in gewissen Fällen mit unbedingtem Erfolg, wie ich selbst beobachten konnte.

Herr Barrès, der fast täglich seinen Artikel für das „Echo de Paris“ schreibt und den ich von einem englischen Diplomaten mit dem Titel „Die Stimme“ habe ehren hören, war natürlich des endlichen Sieges ganz gewiß. Er gab zu, daß der mißglückte Durchbruchversuch in der Champagne eine böse Fehlberechnung gewesen sei, aber seine Zuversicht war unerschütterlich. Er rechnete mit dem vollkommen umgebrochenen Willen der Bundesbrüder, den Krieg fortzusetzen. Er machte gar kein Geheimnis daraus, daß der gegen Deutschland gerichtete Auslieferungsvorschlag mißglückt sei und spiegelte damit sicher die in wohlunterrichteten Kreisen herrschende Auffassung wider. Die französische Presse jedoch brachte ungefähr täglich in blühenden Farben gehaltene Bilder der Heimsuchungen durch die Hungersnot in Deutschland, und noch heute wird diese Seite fleißig angeschlagen. Die gleiche eigentümliche Doppelzüngigkeit trat in Bezug auf die Neuigkeiten vom Kriegsschauplatz hervor. Die Zeitungen schilberten täglich, wie die vollkommen intakte serbische Armee während ihres glücklichen Rückzuges den Gegnern die blutigsten Verluste beibrachte, und teilte mit, daß die Vereinigung mit den französisch-englischen Saloniktruppen unmittelbar bevorstehe! Aus den um zehn Tage verspäteten schwedischen Zeitungen hatte ich inzwischen erfahren, daß die Deutschen täglich von Tausenden von Gefangenen berichteten, manchmal bis zu 8000, und als ich einen schwachen Tadel über die Wahrheitsliebe der französischen Presse aussprach, antwortete mir Barrès offenherzig und geistreich: „Ah, alle Menschen, wenigstens alle Militärs, wissen natürlich, daß die serbische Armee jetzt in Terrainsschwierigkeiten gerät.“

Diese Methode bildet einen schlagenden Gegensatz zu der von den deutschen Zeitungen angewandten, in denen der Bericht Joffres über die Offensive in der Champagne auf der ersten Seite und ohne Kommentar abgedruckt wurde. Aber die Sache ist natürlich nicht so einfach, wie sie im ersten Augenblick aussieht. Kann man sich darüber wundern, daß man es in Frankreich für das Richtige ansieht, in gewissen Fällen die Wahrheit in vorsichtigen Dosen auszuweisen, wenn man bedenkt, daß eine unberückte Wahrhaftigkeit im August 1914 wahrscheinlich die latente Panik in hellen Flammen hätte ausschlagen lassen mit dem Resultat, daß die Schlacht an der Marne wohl kaum jemals hätte zu Stande gebracht werden können?

Die Gefahr liegt natürlich darin, daß ein systematisches Verschleiern der Wahrheit ein gewisses Gefühl der Unsicherheit großzieht, und daß die, welche die Neuigkeiten veröffentlichen, in beängstigender Weise riskieren müssen, daß sie schließlich selbst daran glauben. In Frankreich hat man sich zweifellos in Bezug auf das, was die allgemeine Wertung der deutschen Verhältnisse angeht, selbst sein Grab gegraben. Bergsons kleine märchenähnliche Betrachtungen über „Der Krieg zwischen Leben und Materie“ zeigt, wie ein berühmter Philosoph mit Tatsachen und Ansichten operieren kann, die „falsch wie Münzen“ sind, wie es auf französisch

heißt — sie sind in bester Absicht von patriotischen Falzmünzern in Kurs gebracht worden, und jetzt gehen sie um. Ich war selbst Zeuge, wie eines dieser glänzenden Schaugelder den Versuch machte, zu zirkulieren. Ein angesehenes Deputierter, ein Mitglied der Kommission für auswärtige Angelegenheiten, also ein besonders Sachkundiger, der die Kriegsaussichten mit mir und einem jungen, sehr intelligenten und gebildeten Generalstabsoffizier, einem Mann der neuen Generation, besprach, fragte auf einmal, ob man nicht für das kommende Jahr mit einem Aufbruch in Deutschland rechnen könne, ob das Volk nicht doch versuchen würde, die feudalen Tyrannen von sich abzuschütteln? Er sah uns mit einer Sorgenvollen, etwas ängstlich fragenden Miene an. Ich hatte das Gefühl, als sitze er da mit der großen schönen Goldmünze in der Hand, die man ihm aufgeschwindelt hatte und die er uns jetzt hinreichte. Ich wurde ganz einfach verlegen und unglücklich und sah zum Fenster des Automobils hinaus, als hätte ich etwas Ungewöhnliches entdeckt. Ich hatte nicht das Herz, ihn über den Betrug aufzuklären. Es war eine Zeitlang still, bis der Offizier, der ein mutigerer Mann als ich war, in trockenem sachlichem Ton erklärte, daß solche Hoffnungen wohl überstürzt seien. Ich nickte und es war, als ob die Goldmünze blitzschnell verschwunden sei. Aber ich fürchte, daß sie immer wieder auftauchen wird, um mit ihrem betrügerischen Schimmer traurige Stunden zu vergolden.